Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 88 (2017)

Heft: 5: Behindertenrechte : der lange Weg zu einem selbstbestimmten Leben

Artikel: Vom Heimkind zum Heimleiter : Sergio Devecchi hat seine Autobiografie veröffentlicht : "Ich kenne den Schmerz der Fremdplatzierten"

Autor: Wenger, Susanne / Devecchi, Sergio

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-834243

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Heimkind zum Heimleiter: Sergio Devecchi hat seine Autobiografie veröffentlicht

«Ich kenne den Schmerz der Fremdplatzierten»

Er prägte als anerkannter Heimleiter die professionelle Heimerziehung in der Schweiz mit. Dass er selbst ein Heimkind war, verschwieg er. Nun hat Sergio Devecchi* ein Buch über sein langes Heimleben geschrieben – aufschlussreich für alle, die über Sozialpädagogik nachdenken.

Interview: Susanne Wenger

Sergio Devecchi, Ende 2009 gingen Sie als langjähriger Zürcher Jugendheimleiter in Pension und outeten sich an einer Fachtagung überraschend als ehemaliger Heimbub. In einem Porträt in der Fachzeitschrift «Curaviva» kündigten Sie damals an, Ihre Erfahrungen in Buchform festzuhalten. Warum hat das nun so lange gedauert?

Sergio Devecchi: Ich habe mich damals getäuscht. Ich dachte, mit dem öffentlichen Bekenntnis, dass ich selbst im Heim aufgewachsen bin und keinen Vater habe, sei ich mit meiner Vergangenheit im Reinen. Doch nachdem ich sie jahrzehntelang aus Scham verdrängt hatte, ging es mit der Aufarbeitung erst richtig los. Auch beim Schreiben kam vieles schmerzlich hoch. Ich nahm immer wieder neu Anlauf. Einmal schmiss ich 200 Seiten Manuskript in den Papierkorb.

Sie wurden 1947 als unehelicher Säugling im Heim platziert und blieben dort, bis Sie fast 17-jährig waren. Was sagt das über die Schweiz jener Zeit aus?

Die Geschichte von mir und allen anderen Menschen, die von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen betroffen waren, zeigt: Es gab einen Konformitätsdruck. Wer nicht in die gesellschaftlichen Normen passte, bekam diesen Druck in aller Härte zu spüren, vor allem, wenn man der Unterschicht angehörte. Die Familie meiner Mutter im Tessin war nach dem frühen Alkoholikertod meines Grossvaters – ein Kapitän auf dem Luganersee – verarmt. Dann diese Schwangerschaft, eine Schande! Anstatt Menschen in sozialen Notlagen beizustehen, grenzte man sie aus und versorgte sie. Nicht einmal Neugeborene wurden verschont.

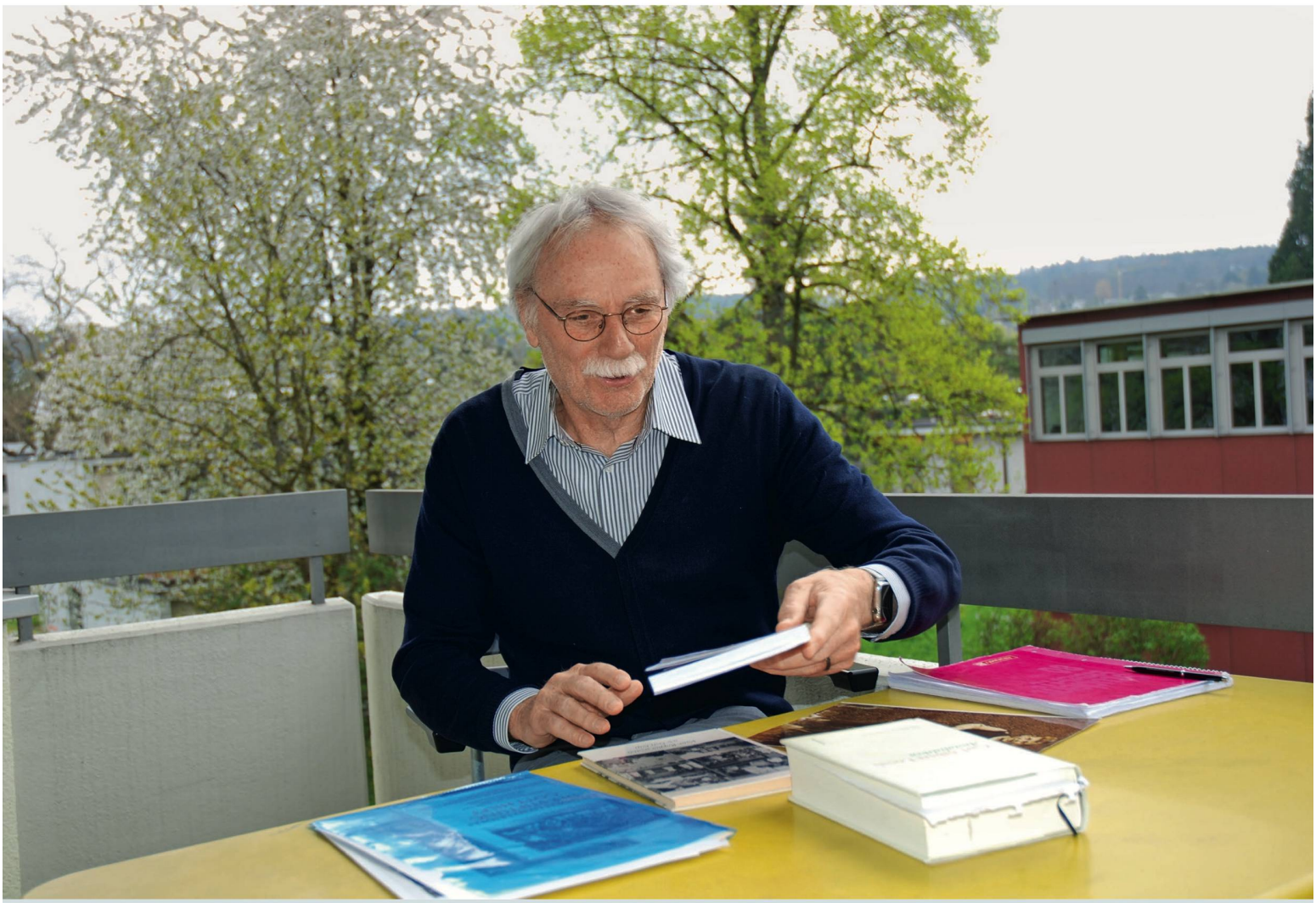
«Man hatte damals das Gefühl, Kinder wie ich müssten ‹gerettet› werden.»

Die Verantwortlichen – von den Behörden bis zu kirchlichen Kreisen – waren überzeugt, für diese Familien etwas Gutes zu tun.

Ja, man hatte das Gefühl, Kinder wie ich müssten «gerettet» werden. Man glaubte, es sei besser, wenn ich ins Heim komme anstatt bei meiner unverheirateten Mutter aufzuwachsen. Ein furchtbarer, ein widersinniger Gedanke.

Heute wird kein Kind mehr aus moralisch-sittlichen Gründen fremdplatziert. Oder?

***Sergio Devecchi,** 69, ist in «Gott hilft»-Heimen in Pura (TI) und in Zizers (GR) aufgewachsen. Später ergriff er selbst den Erzieherberuf und absolvierte in Basel eine der ersten Heimerzieherschulen der Schweiz. Zunächst leitete er die Jugendstätte Bellevue in Altstätten (SG), dann über 20 Jahre das Jugendheim Schenkung Dapples in der Stadt Zürich. 2004 bis 2009 war Devecchi Präsident von Integras, dem Fachverband für Sozial- und Sonderpädagogik. Heute präsidiert er die Stiftung Hirslanden für weibliche Jugendliche und die Stiftung contetto (Sozialpädagogische Familien), beide in Zürich. Sein Buch «Heimweh – vom Heimbub zum Heimleiter» (192 S., 39 Fr.) ist im April im Stämpfli-Verlag Bern erschienen.



«Heimerziehung ist immer ein Spiegel der Gesellschaft», sagt Sergio Devecchi. Im Hintergrund das Jugendheim Schenkung Dapples in Zürich, das er über 20 Jahre lang leitete. Foto: Susanne Wenger

Nein. Dass Eltern unverheiratet oder geschieden sind, spielt keine Rolle mehr. Heute steht einzig das Kindswohl im Zentrum.

Fremdplatzierungen bleiben eine Gratwanderung zwischen Fürsorge und Zwang. Kritiker der heutigen Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (Kesb) monieren, es sei wieder wie damals bei den Heim- und Verdingkindern. Was sagen Sie dazu?

Das ist blanker Unsinn, populistische Hetze. Die Kesb sind ein Riesenfortschritt. Früher befanden die Behörden der Gemeinde, in der das Kind lebte, über Kindswegnahmen. Oft in Absprache mit dem Pfarrer, wie das auch bei mir der Fall war. Mich führte der Pfarrer der reformierten Diasporagemeinde in Lugano dem Heim zu, gemeinsam mit meiner sorgengeplagten Grossmutter. Niemand hielt eine schützende Hand über mich. Heute gibt es mit der Kesb eine professionelle Behörde, die die Situation aus der Distanz betrachtet. Sie kann objektiver und sachlicher darüber entscheiden, ob das Kindswohl gefährdet ist. Und, ganz wichtig: Die Betroffenen haben heute Rechte, auch die Kinder. Das war zu meiner Zeit nicht der Fall.

«Für das Strafen ist die Justiz zuständig, wir in den Heimen sind Erzieherinnen und Erzieher.»

Woher kommt die teils heftige Kritik an den Kesb?

Frühere Vormundschaftsbehörden waren weniger gut als staatliche Gremien zu erkennen, weil ihnen Personen aus der Gemeinde angehörten: ein Gemeinderat, der Pöstler, die Hausfrau. Die Kesb ist als externe Behörde sichtbarer und damit angreifbarer. Sie wird von rechtsbürgerlichen Kreisen bekämpft, die generell gegen den Staat sind. Die Kesb ist eine dankbare Zielscheibe, weil sie sich wegen ihrer Schweigepflicht schlecht wehren kann. So können sich in den Köpfen der Gegner die Verschwörungstheorien hochschaukeln. Dabei warten die Behörden heute oft sogar zu lange, bevor sie eine Platzierung verfügen.

Aus welchen Gründen?

Unter anderem wegen des Spardrucks. Ich habe als Heimleiter erlebt, wie Heimplatzierungen an den Finanzen scheiterten, >>

obwohl sie angezeigt gewesen wären. Man sucht günstigere ambulante oder teilstationäre Lösungen. Kommt das Kind oder der Jugendliche dann trotzdem ins Heim, erwartet man von diesem Wunder.

Was spricht gegen ambulante Lösungen? Die Heimplatzierung sollte die Ultima Ratio sein.
Es ist eine Frage der Indikation: Was dient dem Kindswohl am besten? Beim einen Kind reicht es aus, wenn seine Familie durch Fachleute begleitet wird, beim anderen nicht. Das sollte aber nicht vom Geld abhängen. Man darf die Massnahmen auch nicht gegeneinanderstellen. Eine Heimplatzierung ist nicht schlechter als eine ambulante Massnahme. Entscheidend ist: Was braucht ein junger Mensch in diesem Moment?

«Die Sozialpädagogik macht einen Kniefall vor der Psychiatrie.»

Sie wuchsen in streng protestantischen Heimen im Tessin und im Bündnerland auf. Weder die Heimleitung noch die «Tanten» und «Onkel», die Sie betreuten, waren für die Aufgabe ausgebildet. Was hat Sie an der damaligen Heimerziehung am stärksten geprägt?
Dass wir Kinder nicht als Individuen betrachtet wurden. Wir hatten keinerlei Privatsphäre. Wir bewegten uns ausschliesslich im Kollektiv und mussten immer wieder schauen, dass wir nicht unter die Räder kamen. Das hat mich fürs Leben geprägt. Ich habe kaum gelernt, enge Bindungen einzugehen, bin oft hilflos, wenn es darum geht, Bindungen zu festigen. Heutige Heimkinder leben zwar immer noch im Kollektiv, doch sie werden individuell gefördert und lernen, Beziehungen zu gestalten. Es spielt eine Rolle, was sie denken und fühlen.

Um Wärme zu spüren, streichelten Sie als Heimbub Tiere oder traten mit nackten Füssen in einen dampfenden Kuhfladen. Wo erhalten heutige Heimkinder Zuwendung?
Etwas vom Wichtigsten sind Mitarbeitende mit annehmender Grundhaltung. Ausgebildete Fachpersonen mit anthropologischer Leidenschaft, die mit den platzierten Kindern und Jugendlichen arbeiten wollen und mit Nähe und Distanz umgehen können. Doch auch ein gut geführtes Heim kann immer nur ein Stück weit Geborgenheit geben. Eine Fremdplatzierung bleibt eine äusserst einschneidende Erfahrung für ein Kind oder einen Jugendlichen. Umso wichtiger ist es, mit dem Herkunftsmilieu zusammenzuarbeiten.

«Ich bezweifle, dass die Kinder und Jugendlichen schwieriger geworden sind.»

Bei Ihnen wurde der Draht zur als liederlich bewerteten Mutter bewusst gekappt.
Ja, die Heimleitung wollte mich ihrem angeblich schädlichen Einfluss entziehen. Das warf einen Schatten nicht nur auf mein Leben, sondern auch auf das meiner Mutter. Erst kürzlich schaffte sie es, bald 90-jährig, mit mir über die Geschehnisse zu sprechen. Im Heim, das ich leitete, haben wir uns stets bemüht, die Eltern mit einzubeziehen. Auch wenn es oft schwierig und zeitraubend war. Die Mütter sind von Schuld- und Versagensgefühlen geplagt, die Väter meist abwesend. Trotzdem sollte ein Heim – im Unterschied zu früher – diese Arbeit leisten.

Als Sozialpädagoge und Heimleiter sprachen Sie nie Strafen aus. Ganz bewusst?
Ich bestrafte auch als Vater meine beiden Söhne nie. Als Heimkind hatte ich die Systematik subtilen oder brutalen Strafens erlebt. Ich wusste, wie ohnmächtig und klein einen das machte. Wir Kinder lebten in ständiger Angst vor den Strafen, wie sie in unserem Heim verhängt wurden: die härteste Arbeit zugeteilt zu bekommen, Schläge, Brennesselbäder, nächtliche Märsche barfuss durch den Schnee. Wir sahen uns vor, waren stets auf der Hut.

Sie arbeiteten später mit schwer dissozialen jungen Männern. Ging das ohne – natürlich angemessen – zu strafen?
Für das Strafen ist die Justiz zuständig, wir in den Heimen sind Erzieherinnen und Erzieher. Wir setzen Grenzen und treffen erzieherische Massnahmen. Für die Jugendlichen ist diese Unterscheidung freilich akademisch. Sie empfinden es immer als Schikane. Deshalb sollten wir uns um Plausibilität bemühen. Die Sanktion muss im Zusammenhang mit dem Verhalten stehen. Im Heim, das ich leitete, nahmen wir einem Jugendlichen das Handy ab, wenn er es trotz Verbot in die Lehrwerkstatt mitgenommen hatte. Denn er sollte sich auf die Ausbildung konzentrieren. Aber wir entzogen ihm das Gerät nie, um ihn für ein Fehlverhalten zu bestrafen, das nichts mit dem Mobiltelefon zu tun hatte.

Sie lenken in Ihrem Buch die Aufmerksamkeit auch auf die Zeit nach dem Heimaustritt. Wie haben Sie diese erlebt?
Ich wurde im Frühling 1964, ein paar Tage nach der Konfirmation, unvermittelt aus dem Heim entlassen. Ein mir unbekannter Verwandter holte mich ab und brachte mich ins Tessin zurück. Andere Heimgspändli wurden in den Zug nach Zürich gesetzt, wo der Vormund sie in Empfang nahm und sogleich als Knechte auf einem Bauernhof verdingte. Weil ich meine gesamte Kindheit und Jugend in der Parallelgesellschaft der frommen Heime verbracht hatte, fiel es mir unglaublich schwer, «draussen» zurechtzukommen. Ich lebte einsam und mittellos in Lugano und geriet an einen Tiefpunkt.

Dann fassten Sie zum Glück doch noch Tritt, auch dank der Unterstützung eines jungen Sozialarbeiters. Wird der Phase nach dem Heimaustritt heute mehr Beachtung geschenkt?
Die Heime schotten sich heute weniger von der Gesellschaft ab, und die Jugendlichen werden auf ein selbstständiges Leben vorbereitet. Doch der Heimaustritt bleibt ein neuralgischer Punkt. Auch heutige Heimjugendliche fallen in eine grosse Einsamkeit, wenn sie plötzlich auf sich allein gestellt sind. Das haben mir viele erzählt. Es bräuchte eine systematische, nachgehende Fürsorge, doch eine solche ist immer noch ein Stiefkind der Heimerziehung. Eine Institution muss die Nachsorge heute auf eigene Initiative und Kosten leisten, was nicht einfach ist.

Sie haben die Geschichte der Heimerziehung in der Schweiz am eigenen Leib erlebt: die «schwarze Pädagogik» mit Gewalt

Einzige Porträtaufnahme aus der Kindheit: Heimbub Sergio Devecchi im Alter von ungefähr sieben Jahren. Foto: Privatarchiv

und Druck, die bewegten Umbruchjahre um 1970, die Professionalisierung in eine positive, aufbauende Richtung. Sind sich die Heime der Vergangenheit genügend bewusst?

Nein, ich erlebe in der Branche eine gewisse Geschichtsblindheit. Viele wissen nicht, wie sich die Heimerziehung entwickelt und modernisiert hat, wie es zu Aufsichtsmechanismen und den Richtlinien des Bundes gekommen ist. Auch bekomme ich zu hören, die Vergangenheit sei vorbei, heute sei alles anders, besser. Ich kann verstehen, dass man in den Heimen sehr beschäftigt ist und wenig Zeit hat. Umso wichtiger wäre es, die Geschichte der Heimerziehung als festen Bestandteil in die Lehrpläne der Fachhochschulen aufzunehmen.

Welche Lehren sollen die Heime aus ihrer Geschichte ziehen?

Dass sie immer ein Spiegel der Gesellschaft sind. Was wir Heimkinder früher erlebten, war ein Teil der gesellschaftlichen Realität. Damals ging es um moralische Aufrüstung, die an uns bedürftigen Kindern durchexerziert wurde. Heute gibt es in den Kinder- und Jugendheimen eine starke Tendenz zur Psychiatrisierung. Auch das widerspiegelt eine gesellschaftliche Entwicklung. Für jede kleinste Verhaltensabweichung wird eine Diagnose erstellt, und die wird immer häufiger auch medikamentös behandelt. Da macht die Sozialpädagogik einen Kniefall vor der Psychiatrie. Die Kinder seien halt «schwieriger» geworden, heisst es.

Ist dem so?

Das bezweifle ich. Vielleicht sind wir in unserer Gesellschaft einfach nicht mehr bereit, Erziehungsverantwortung zu tragen und ein bestimmtes Verhalten von Kindern und Jugendlichen auszuhalten. Niemand mehr hat Zeit. Erziehung ist etwas furchtbar Langweiliges. Sie ist langfristig angelegt. Heute muss aber immer alles schnell gehen. Der sozialpädagogische Berufsstand ist gefordert, sich gegen den Diagnoseaktivismus zur Wehr zu setzen und selbstbewusst den Lead in der Heimerziehung zu behalten.

Als Heimleiter haben Sie sich stark für die Ihnen anvertrauten Jugendlichen eingesetzt. Wie sehr hatte das mit Ihrer Vergangenheit zu tun?

Es hatte sicher damit zu tun, auch wenn mir das in meiner aktiven Zeit nicht bewusst war. Denn ich hatte meine belastenden Erfahrungen ja tief in mir drin vergraben. Was ich wohl mitbrachte, waren feine Antennen. Ich spürte das Heimweh der Jugendlichen, wenn sie mir in meinem Heimleiterbüro zum ersten Mal gegenübersassen. Ich fühlte ihre Trauer hinter der trotzigen Fassade. Ich kenne den Schmerz der Fremdplatzierten. ●